

A Day in

Kienholz, »Das geheime Haus von Eddie Critch«, 1967



Obsessionsformat*

G i s e l a R a s c h e r



In der Supervision kam dann Folgendes zum Vorschein: Der Inhalt dieser Folge war seinem eigenen Lebensproblem, das wir in der Behandlung herausgearbeitet hatten, sehr nahegekommen. Obgleich diese Ähnlichkeit überdeutlich war, hatte er es nicht bemerkt. Statt ins Serienformat, war der Film offensichtlich in das Format seiner Obsession geraten.

Diese Obsession war eng mit seiner Lebensgeschichte verknüpft: Als einziger von fünf Geschwistern hatte er die ersten Lebensmonate überlebt. – »Ich bin der einzige Überlebende einer Katastrophe«, formulierte er das einmal während der Behandlung, als ihm die Ausmaße seines Schicksals allmählich sichtbar wurden. Dieses Überleben aber war für ihn zu einer ambivalenten Angelegenheit geworden, und sein Leben war besessen von dieser Ambivalenz: Wie die Analyse herausfand, hatte er sich als Kind seinen eigenen Reim auf den Tod der Geschwister gemacht – aus Not, denn die Familie versuchte das Unglück mit Schweigen aus der Welt zu schaffen. Er hatte aus dem Tod der Geschwister den Akt eines KRONOS-

I
Den Titel dieses Vortrags spielte mir ein Zufall in die Hand: Ein Fernsehregisseur, der vor Jahren eine Intensivberatung gemacht hatte und ab und zu seine Arbeit supervidieren läßt, klagte, daß er bei einer Fernsehserie das Format verpaßt habe, obwohl ihm dieses Format bestens vertraut war.

* Überarbeitete Fassung eines gleichnamigen Vortrags, gehalten auf der Tagung »Besessenheit als Kulturprinzip - Die Verführungen und Versuchungen zeitgenössischer Obsessionen in Werbung, Film und Alltag« am 12. April 1997 im »Kommunikations- und Medienzentrum« (KOMED), Köln. Veranstalter: Gesellschaft für Psychologische Morphologie (GPM) und Kölner Akademie für Markt- und Medienpsychologie (KAMM).

Vaters gemacht, der seine Kinder tötet, weil sie ihm keinen Nutzen bringen. In seiner kindlichen Weltanschauung verdankte er sein Überleben seiner Brauchbarkeit: Weil er gebraucht wurde, hatte ihn der Vater verschont, wie er auf seinem Bauernhof auch einen neugeborenen Hund oder ein Katzenjunges verschonte, wenn gerade eines gebraucht wurde. Und auch die jungen Kälber wurden ja gebraucht und überlebten deswegen – und wenn man sie später nicht mehr brauchte, wurden sie geschlachtet – Alltag auf dem Bauernhof!

Beim Aufspüren dieses verdeckt gehaltenen Kindheitsmythos konnte er sich auch wieder des Triumphgefühls erinnern, das ihn am Sarg der Schwester durchzuckte. Ihr Tod bedeutete ihm, daß er weiter gebraucht wurde, daß man ihn nicht durch ein neues, brauchbareres Kind ersetzen wollte. So kam die Schuld in sein Leben: In seiner nicht versiegenden Brauchbarkeit sah er die Macht, die ihn überleben ließ. Aber diese Macht machte ihn zugleich schuldig am Tod der unbrauchbareren Geschwister!

Diese ambivalente Konstruktion seiner Brauchbarkeit umstellte sein Leben wie Gitterstäbe eines Käfigs: Um zu überleben, mußte er ständig seine Brauchbarkeit unter Beweis stellen, um sich damit zugleich ständig die Schuld am Versagen anderer zu geben. Er war inzwischen zu einem Muster an Brauchbarkeit geworden, aber wenn er die Früchte seiner Ar-



beit ernten sollte, wurde er ganz unbrauchbar und wich damit zurück vor seinem Schuldigwerden. Dieses Unbrauchbarwerden hatte dabei eine ähnliche Doppelgestalt von Erschaffen und Vernichten wie seine Brauchbarkeit ausgebildet: Als Kind verfiel er gerade da, wo er vom Vater eingesetzt wurde – im Stall oder auf dem Feld – in ein ausgedehntes Tagträumen. Die Behandlung hatte sichtbar gemacht, daß er sich in seinen Tagträumen eine eigene Welt erschaffen hatte. Als Formanthalte hatte ihm dabei der Himmel seiner katholischen Familienwelt gedient, und bevölkert hatte er seinen Himmel mit seinen Geschwistern, denen er hier als Engel ein neues Leben schenkte. Wenn der Vater ihn beim Träumen antraf, wurde er hart geschlagen. Das war dann vorweisbare Buße vor den toten Geschwistern für sein Überleben – und zugleich kehrten sich darin die Verhältnisse um: Was war schon ein Überleben wert, wenn man so malträtiert wurde? Hatten sie in ihrem Himmel nicht das bessere Los gezogen? Sollte er nicht versuchen, auch in diesen Himmel zu kommen? Eine ungeheure Sehnsucht nach dieser anderen, besseren Welt packte ihn damals – in diesen sehnsuchtsvollen Träumen fand er sein Zuhause. Und seine größte Angst in der Behandlung war, daß sein Träumen zerstört

Krenholz, Jürgen: Sohn von John Doe, 1961

würde – wie damals, als die Mutter ihn aufklärte: Es gibt kein Christkind und auch keine Engel, und der Nikolaus, das war der Onkel Jupp!

In seiner großen Not entdeckte er damals den Film als Weiterführungsmöglichkeit seiner zerstörten Himmelswelt: Stundenlang träumte er jetzt über den Aushängen des Dorfkinos! Seine Engel sahen hier aus wie Marlene DIETRICH und Humphrey BOGART, was ganz neue Traumdimensionen eröffnete! Und endlich konnte er auch den lang gesuchten Weg in seinen »Himmel« antreten: Über viele Wege, Abwege, Umwege kam er schließlich beim Filmemachen an, angetrieben von seiner kindlichen Besessenheit! Sie hatte ihn diesen schier unmöglichen Weg vom verträumten Dorftrottel zum Filmregisseur gehen lassen!

Aber mit der alten Obsession hatte sich leider auch das alte Format am Leben gehalten: Wieder war er der Brauchbare, er war »der Mann mit der Trickkiste«. In Windeseile konnte er am Set Drehbücher umschreiben, Kabel reparieren, durchgeknallte Schauspieler besänftigen, und kein Filmmaterial war so daneben, daß er nicht am Schneidetisch noch etwas Brauchbares herausgeholt hätte. Aber immer dann, wenn seine Brauchbarkeit Triumphe hätte feiern können, wenn gar ein Preis drohte, überfiel ihn schreckliche Angst, und er suchte sich einen »brauchbareren« Menschen, dem er sein Werk zuschob. Mit diesem ständigen Zurückweichen verengte sich allmählich sein Überlebenkönnen:

Er lebte in völliger Abhängigkeit von einem einzigen Auftraggeber, der seine Brauchbarkeit für sich selber einzusetzen verstand. Als er damals in die Behandlung kam, wirkte er völlig runtergekommen und verzweifelt. Keine Arbeit konnte er unschuldig anpacken, stets erwuchs ihm aus seinem Zwang zur Brauchbarkeit das Erleben von Schuldigsein am Nichtgebrauchtwerden seiner Konkurrenten.

In der Behandlung gelang es, die Konstruktion seiner Besessenheit aufzudecken und ihm damit die Grenzen seiner Schuld, aber auch seiner Macht erfahrbar zu ma-

chen: Nicht alles, was um ihn herum gelang oder scheiterte, war ein Produkt seiner Brauchbarkeit oder Unbrauchbarkeit – es gibt auch noch andere Formate, die diese Wirklichkeit mitbestimmen und mitgestalten!

Befreit von der Allmacht seiner Brauchbarkeit, hat er sich dann genau das Arbeitsfeld packen können, das seinen ureigenen Kindheitstraum von der Möglichkeit einer Rettung vor dem drohenden Tod umsetzen konnte, und er wurde schnell erfolgreich mit dem gewählten ›Format‹.

Bei dieser einen Folge aber hatte es ihn noch einmal voll erwischt: Ohne es zu bemerken, war er wieder in sein altes ›Brauchbarkeitsformat‹ geraten und hatte dieses umgesetzt.

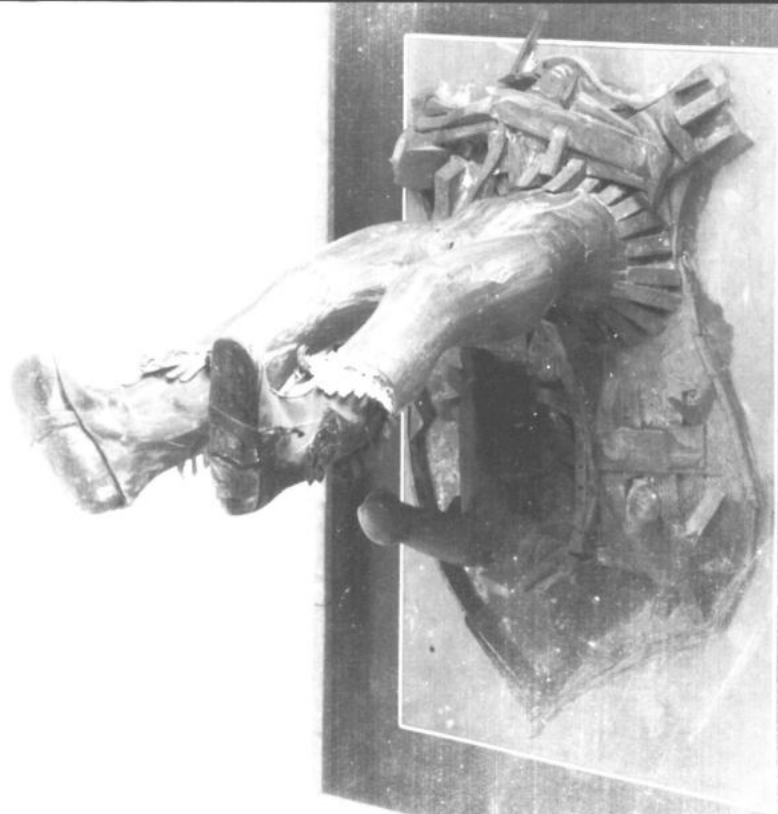
An diesem Fall können wir eine grundlegende Doppelheit aufzeigen, die unsere Besessenheiten kennzeichnen. Sie sind zum einen das, was uns überhaupt ›in den Sattel hebt! Sie geben unserem Leben eine erste Ausrichtung, sie machen ›etwas‹ aus uns, woraus dann wieder ›etwas anderes‹ werden kann. Besessenheiten gewinnen der Unruhe des Lebens eine erste Gestalt ab, die sich weiterentwickeln läßt. So entstehen Filmemacher, Psychologen, Unternehmer, Musiker, Rechtsanwälte, Kunstliebhaber, Fußballspieler, Männer und Frauen, Mütter und Väter, Transvestiten, Filmstars, Politiker. Alles, was eine Gestalt gewonnen hat in dieser Welt, verdankt dies einer ›gründenden‹ Besessenheit.

Aber wie unsere Besessenheiten alles erschaffen, so können sie das Geschaffene auch wieder abschaffen. Das geschieht, wenn sie allem ihr begrenztes Format aufdrängen und nichts anderes mehr zulassen – dann haben wir es mit einem Alltag im Obsessionsformat zu tun. Wie im vorliegenden Fall wird dann der Alltag regiert von Zwängen, die ihn zwischen Macht und Ohnmacht, Tätigwerden und Stilllegen hin und her werfen.

II

In einem anderen Fall kommt dieses Doppelte unserer Besessenheiten noch dramatischer zum Ausdruck: Ein Profisportler war besessen vom Zwang zu siegen, und genau dieses Siegenmüssen, so normal uns das auch für einen Sportler heutzutage vorkommt, drohte ihn zu Fall zu bringen.

Auch diese Besessenheit hatte sich schon sehr früh ausgebildet und ihn zu dem gemacht, was er jetzt war: Als jüngster von vier Brüdern hatte er schon als Kind einen Riesendrang entwickelt, es den großen Brüdern gleichzutun, sie wenn möglich sogar zu überholen. Zur Realisierung bediente er sich des Nächstliegenden: Als Familie eines Sportplatzwartes lebte man direkt auf dem Sportplatz, und während die Brüder sich auf anderen Gebieten umtaten, setzte er von klein an auf diese Karte, um zu gewinnen – im Grunde wurde er schon mit drei Jahren



ein Profi! Bald hatte er wirklich die Brüder geschlagen – jedenfalls auf dem Sportplatz. Und auch den Vater konnte er für sich gewinnen, auch er war ein begeisterter Sportler, und die Siege des Sohnes waren wie eigene Siege. Und je öfter der Sohn siegte, um so näher rückte er dem Vater. Und wenn er heute in der Nationalmannschaft spielt, dann sitzt der alte Vater im Stadion und sieht im jüngsten Sohn seinen eigenen Lebensraum in Erfüllung gehen.

Aber so gut er von Anfang an siegen konnte, so schlecht konnte er verlieren – von Anfang an! Wenn er als Kind verlor, bekam

er Tobsuchtsanfälle und warf das Mensch-ärgere-dich-nicht-Spiel durchs Zimmer. Mit Verlieren konnte er überhaupt nicht anders umgehen. Und wenn er tobte, konnten auch die anderen nicht anders mit ihm umgehen, als ihn zu verspotten als »unseren kleinen Wüterich«. Auch heute als erwachsener Mann kann er immer noch nicht verlieren, als sei da etwas in seiner Entwicklung nicht mitgewachsen.

Das fiel lange Zeit nicht weiter auf, weil das Schicksal sein »Siegerformat« überaus

günstig bediente: Es sah fast so aus, als sei das Siegen sein Schicksal – er blickte auf einen lückenlosen Aufstieg von der Kindermannschaft über Jugend- und Regionalmannschaften in die Nationalmannschaft zurück. Als Kapitän eines erfolgreichen Teams konnte er jahrelang von Sieg zu Sieg eilen, viel Geld verdienen, es zu etwas bringen.

Aber dann gab es kurz nacheinander zwei Einbrüche: Bei einem Spiel wurde er schwer verletzt und mußte wochenlang im Gipsbett liegen, und es war fragwürdig, ob er wieder würde spielen können. Kaum hatte er das mit ungeheurer Anstrengung geschafft, als seine Mannschaft vom Management komplett umgebaut wurde; noch bessere Spieler wurden eingekauft, um noch mehr siegen zu können. Diese Rechnung ging aber nicht auf, eine Niederlage folgte der nächsten.

Für diese schweren Einbrüche seines ›Siegerformats‹ hatte er keine ausreichenden Verarbeitungsformen mehr. Er suchte die psychologische Beratung damals in äußerster Not auf, weil er nachts schlafwandelnd in seiner Wohnung Einbrecher bekämpfte, dabei das Mobiliar zerschlug, sich selber verletzte und Frau und Kinder in Angst und Schrecken versetzte. In den Zerdehnungen der Behandlung konnten wir dann sehen, daß es sein ›Siegerformat‹ war, das einen erbitterten Kampf gegen die ›Einbrecher‹ in sein siegverwöhntes Leben führte, als da waren: der Manager, der Trainer, die Geschäftsführung, die neuen Spieler und auch die alten, die nicht genug gekämpft hatten. Er aber gab sich nicht so schnell geschlagen! Und wie ihn früher der Vater in seinem Siegerlauf unterstützt hatte, bestärkte ihn seine Frau jetzt darin, sich auf keinen Fall unterkriegen zu lassen. Die beiden bildeten eine verschworene Gemeinschaft gegen den Rest der Welt. Man war sich einig, daß diese bösen Machenschaften nur eines zuließen: Wie ein Michael KOHLHAAS weiterkämpfen, auch wenn der Posten längst ver-

loren war – und wenn die Karriere dabei draufging – sei's drum! Und so hatte er sich auch schon mit dem Trainer der Nationalmannschaft angelegt und war für ein Jahr gesperrt worden.

Als es dann aber das häusliche Mobiliar traf, hat es die Frau aufgerüttelt, und sie schickte ihren Mann umgehend zum Psychologen. In diesem Fall hatten sich anscheinend zwei Besessenheiten gepaart, und bei dieser Paarung war völlig aus dem Blick geraten, daß man den Ast absägte, auf dem man ganz passabel lebte. Was da sägte, war das ›Siegerformat‹: In diesem Format war für Verlieren kein Platz vorgesehen, Verlieren existierte hier nicht als Ereignis, es gab keine Umgangsformen dafür, es war völlig unkultiviert geblieben. Dieser Mann hatte zwar gelernt, wie man siegen kann, aber das Verlierenkönnen hatte er nicht gelernt. Und paradoxerweise drohte er gerade da zu scheitern, wo er sich einem Verlieren ausgesetzt fand, das von woanders durch den gleichen Zwang zum Siegen ausgelöst worden war: Er verlor seine alte Mannschaft, mit der er so oft gesiegt hatte, weil das Sportmanagement vom gleichen ›Siegerformat‹ besessen war.

Als insgeheimer ›Experte‹ wußte er um das Unheilvolle dieses Formats – am Gegenüber konnte er erkennen und bekämpfen, wofür er bei sich selber blind war. Er suchte die vernichtenden Auswirkungen seiner eigenen Besessenheiten gleichsam am Spiegelbild zu behandeln und wäre an dieser unbewußten Selbstbehandlung fast gescheitert. In der Behandlung haben wir am Spiegelbild die eigene Besessenheit aufgedeckt und versucht, Gewinnen und Verlieren in ein ausgeglicheneres Verhältnis zu bekommen – Ausgleich hieß hierbei, der untrennbaren Einheit von Gewinnen und Verlieren im Format Platz zu schaffen.

An diesem Fall können wir einen zweiten Zug deutlich machen: Unsere Besessenheit entdeckt sich uns im Alltag meistens am

Banalen – erst an einer zerschlagenen Nachttischlampe wird bemerkt, daß da etwas in Gang ist, das uns zu zerstören droht. Über weite Strecken sind unsere Besessenheiten nicht bewußt – wir wissen nicht, wovon wir besessen sind, wir wollen es meistens auch gar nicht wissen, und anscheinend ist es auch nicht notwendig, daß wir um alles wissen, was unser Seelenbetrieb mit uns veranstaltet.

Aber doch kann das, was uns unbemerkt von unserer Aufmerksamkeit antreibt, plötzlich am Zerbrechen einer Lampe aufbrechen und zu der Frage führen: »Was mache ich hier eigentlich?« Diese Frage hat oft eine ungeheure Expansion zur Folge, der Sinn des Ganzen wird fragwürdig – als drücke sich das ganze Unbemerkte unseres Seelenbetriebes in dieses eine Ereignis hinein und suche sich darin zum Ausdruck zu bringen.

Ein solch plötzliches Aufbrechen des ganzen Betriebes führt stets an die Grenze des Aushaltbaren: Das Ganze ist immer zu groß für uns, wir leben von der ausschnitthaften Teilhabe in den Gestalten, die unsere Besessenheiten dem Ganzen abgewinnen. Wenn diese Gestalten aufplatzen, verlieren wir unsere Ausrichtung und sind der Unruhe und dem Chaos des Ganzen wieder ausgeliefert.

An diesen Nahtstellen können Lebensgestalten komplett umbrechen, und das Seelische muß sich mächtig ins Zeug legen, um dem Chaos eine neue Lebensgestalt abzugewinnen. Ein neuer Liebespartner, ein anderer Beruf, eine Religionsgemeinschaft werden hier oft aufgesucht, manchmal auch eine psychologische Beratung. Das kann auch wahnhaftige Züge annehmen – anscheinend können wir auch als Abgesandte eines anderen Sterns der bedrohlichen Unruhe des Ganzen entgehen. Und auch der Selbstmord ist paradoxerweise ein Versuch, der Unruhe eine letzte Gestalt abzugewinnen.

III

Wie wuchtig diese Gestaltnot werden kann, will ich an einem letzten Fall aufzeigen: Eine 40-jährige Frau kommt in meine Praxis, als sie merkt, daß wieder ein Selbstmordversuch droht. Den ersten vor einem Jahr hat sie überlebt – »aber diesen würde ich nicht überleben, diesmal würde ich es geschickter anstellen«.

Sie bekommt mit einem Auge mit, daß da etwas besessen am Planen ist, als sie sich dabei ertappt, wie sie auf einem Autobahnrastplatz Papierkörbe durchwühlt und sich eine Glasscherbe herausfischt – Pulsadern aufschneiden und verbluten, nicht wie beim ersten Mal zu Hause Schlaftabletten nehmen und dann gefunden werden, entwirft sich der Plan vor diesem wachsamem Auge. Diesmal hat es sie fester im Griff, das spürt sie und kommt voll Panik in meine Praxis. Da ist ein unbesetzter Rest geblieben, der das merkt und um Hilfe ruft.

Es fest im Griff haben war das, was dem Leben dieser Frau von Anfang an eine Ausrichtung gab: Aufgewachsen neben einem behinderten älteren Bruder, war sie das gesunde Kind, das seine Bewegungen im Griff hatte. Wo der Bruder stolperte, glänzte sie in kecken Sprüngen mit ihrer Körperbeherrschung. Aber es gelang ihr nur für kurze Momente, die Aufmerksamkeit der Mutter auf sich zu lenken – schon das nächste Stolpern des Bruders zog wieder alle Blicke auf ihn.

Sie hat das stets als himmelschreiende Ungerechtigkeit erlebt. In ihren Augen konnte sie alles, der Bruder nichts, und dennoch bekam er die ganze Liebe der Mutter, für sie blieben nur die Reste. In immer kühneren Grenzüberschreitungen suchte sie unter Beweis zu stellen, welche Macht sie über sich und die Welt besaß – im Gegensatz zum behinderten Bruder.

Natürlich ging das auch für sie nicht immer ohne Verletzungen aus. Aber dieses Erfahren der Grenzen ihrer Macht konnte sie anscheinend sofort verdrängen. Keine noch so schlimmen Erfahrungen konnten sie bremsen. In der Behandlung wurde deutlich, daß sie als Kind eine enorme Fähigkeit entwickelt hatte, solch bösen Erfahrungen vor sich und anderen zu verleugnen. Das gab ihr die Freiheit, kein Verbot dieser Welt ernst nehmen zu müssen.

So auch nicht die heftigen Warnungen vor dem, was passieren würde, sollte sie je die Gartenlaube eines älteren Cousins betreten. Vor diesem unheimlichen Kerl hatten alle Kinder Angst, sie auch! Aber ihre Neugier war größer – sie drang in die verbotene Laube ein und mußte schwer dafür büßen: Der Vetter vergewaltigte sie, um sie für ihren Einbruch zu bestrafen. Erst in der Behandlung konnte diese Begebenheit mit Hilfe zweier Träume wieder erfahrbar gemacht werden – als eine Erfahrung, bei der sie an die Grenzen ihrer Macht gestoßen war. Wie furchtbar es war, ohnmächtig dem ausgeliefert zu sein, was der perverse Vetter mit ihr veranstaltete, hatte sie wohl sofort nach der Tat verdrängt. Lediglich eigenartige Selbstverletzungen waren in Erinnerung geblieben, sie fügte sich Schrammen zu und verletzte sich mit einem Hammer das Knie. Aber diese Verletzungen hatte sie sich ja selber beigebracht, und so schaffte sie es, daran festzuhalten, daß sie weiterhin keine Verbote akzeptieren mußte, daß ihr die Welt grenzenlos offen blieb.

Sie hat es damit auch weit gebracht, viel weiter als jeder andere aus ihrer Familie. Von der kleinen Bankangestellten

zur Grundschullehrerin, von da zur Hauptschullehrerin, von da zur Studienrätin und Oberstudienrätin! Und sie hat geheiratet, drei Kinder bekommen, ein großes Haus gekauft und eigenhändig restauriert, und sie singt im Chor und geht zum Jazzdance und arbeitet politisch. Ihre Ausbreitungen schie-

Kirchholz, »Die Witwe«, 1962

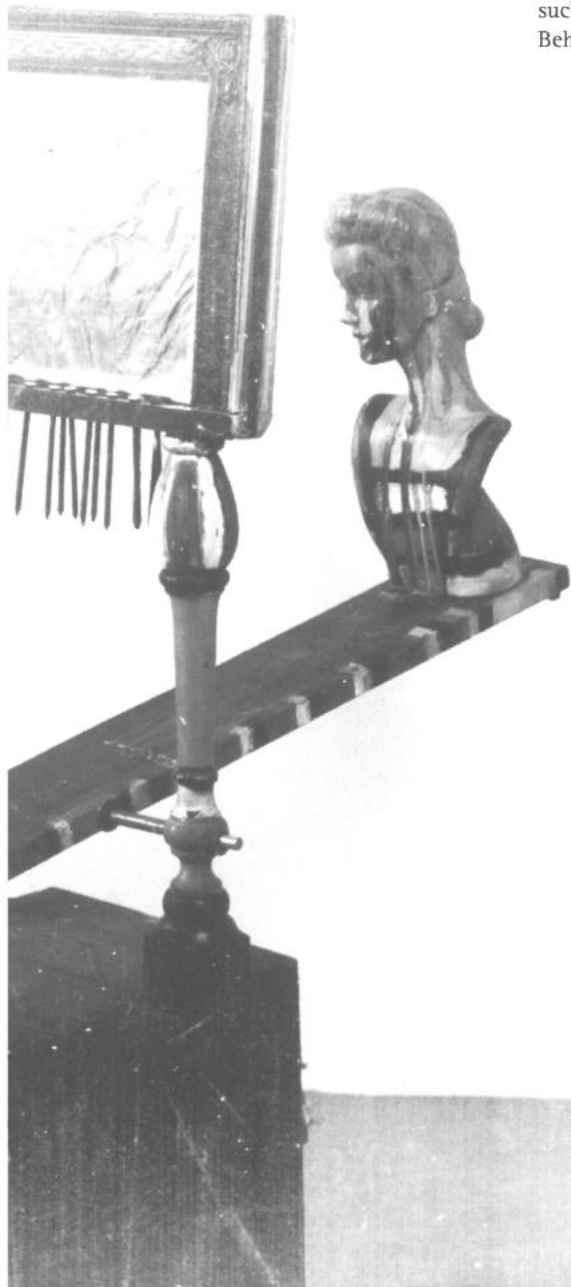


nen lange Zeit an keine Grenzen zu stoßen – jedenfalls bemerkte sie diese nicht! – bis sie in die Bewegungen einer Elterngruppe geriet. Diese Gruppe versuchte, einen Kollegen wegen sexueller Übergriffe gegenüber seinen Schülerinnen aus der Schule zu entfernen.

Sie machte sich zum Mittelpunkt dieser Bewegung, indem sie sich selber als Opfer dieses Mannes outete – und hier kippte es total um: Plötzlich stand sie selber am Pranger als eine, die mit ihrer Aktion den guten Ruf der Schule besudelt hätte. Anstatt sich gegen diesen üblen Angriff zu wehren, versuchte sie sich damals umzubringen. In der Behandlung wurde deutlich, was sie so

wehrlos gemacht hatte: Anscheinend hatte ihre Besessenheit sie an den Punkt zurückgetrieben, an dem sie damals in der Laube des Vettlers die Grenzen ihrer Macht gespürt hatte – weil sie wieder, wie schon in ihrer Kindheit, ihre Kräfte überschätzt hatte. Aber diesmal konnte sie es nicht wie damals verleugnen, sondern ihre Täterschaft wurde von anderen laut ausgesprochen – ohne daß Ankläger und Angeklagte um die tatsächlichen Verhältnisse wußten. Die konnten erst in der Behandlung heraustreten. Sie hatte genauso triebhaft gehandelt wie der Mann, dessen Triebhaftigkeit sie anprangerte. Sich selber in die Reihe der Opfer einzugliedern, war ihre Trumpfkarte, die ihr die Macht verleihen sollte, diesen Mann zu vernichten. Unbewußt versuchte sie sich damit am Kollegen für die verdrängte Schändung in der Kindheit zu rächen. Damals konnte sie den Täter nicht bloßstellen, weil dann ihre Schuld, aber vor allem ihre Ohnmacht ans Tageslicht gekommen wäre.

Um so härter traf es sie, als ihre Trumpfkarte sich als Bumerang erwies: Wieder war sie ohnmächtig ausgeliefert, und diesmal konnten es alle sehen!



Der Selbstmordversuch war ein letztes zweifeltes Demonstrieren, daß sie es immer noch im Griff hat: Wenn sie nicht mehr will, kann sie es immer noch selber abbrechen – diese Macht ist ihr geblieben.

Sie war dann zwar gefunden und gerettet worden, aber es war nicht zu einer Aufarbeitung ihrer Besessenheit gekommen. Was damals am Pranger aufgebrochen ist, hat sie nicht zur Ruhe bringen können – daß ihr das noch einmal passiert ist, konnte sie sich nicht verzeihen. Der zweite Selbstmord würde es endgültig lösen – Selbstbestrafung und Machtdemonstration in einem.

In der Behandlung konnten wir ihre tödliche Besessenheit auf ihre Geschichte hin durchlässig machen: Ein ganzes Leben versuchte sie eifersüchtig zu beweisen, daß sie die Liebe der Mutter mehr verdiente als der Bruder, daß sie besser war als er, daß sie nicht ständig stolperte wie er, sondern ihre Bewegungen unter Kontrolle halten konnte. Lieber wollte sie ihrem Leben ein Ende setzen, als davon abzulassen und sich ihr eigenes Gestolpertsein und ihren Kontrollverlust einzugestehen.

Eine ungeheure Not, sich vom Bruder abzugrenzen, wurde sichtbar. Ihr fiel dazu ein, was immer erzählt wurde: Sie war noch ein Baby, und der Bruder sollte auf sie aufpassen, während die Mutter Wäsche aufhängen ging. Er lief aber statt dessen zum Gartenteich, stolperte und fiel hinein. Der lange Sauerstoffmangel hatte seine Behinderungen zur Folge. Diese immer wieder erzählte Geschichte hatte wohl ihre Besessenheit mit geformt. Die Behinderung des Bruders wurde in der Familie als Schande der Mutter gehandelt. Für die einzige Protestantin in der erzkatholischen Familie wog das Nichtaufgepaßthaben als besonders schweres Vergehen – was konnte man von so einer schon erwarten! Dies ungerechte Schicksal der Mutter empörte sie ungemein; ihre Empörung fand noch eine weitere Steigerung in dem, was die Großmutter an Unge-

rechtigkeit erleiden mußte: Sie war im 3. Reich schuldig geschieden worden, weil sie dem Führer kein weiteres Kind schenken wollte, nachdem sie schon drei Kinder geboren hatte. Dahinter steckte die schäbige Tat des Ehemannes, der die kollektive Besessenheit von einem Führer ausnutzte, um seiner eigenen Besessenheit von einer anderen Frau zu frönen. Gegenüber all dieser Ungerechtigkeit behauptete unser Fall trotz ihr Recht auf alles, was sie wollte.

An diesem Fall können wir ein drittes Moment sehen, nämlich das Kollektive unserer Besessenheiten: Wir sind hineingestellt in eine besessene Welt, und paradoxerweise sind es die eigenen Besessenheiten, die uns ein individuelles Leben überhaupt ermöglichen.

Die bäuerliche Welt unseres ersten Falles erscheint besessen von einem rigiden Pragmatismus: Nur was man gebrauchen kann, wird aufgegriffen und weiter verwandt. Und die Brauchbarkeit muß sich gleich beim ersten Anblick zu erkennen geben, denn was der Bauer nicht kennt, ißt er nicht. Was sich nicht gleich als brauchbar zu erkennen gibt, wird weggetreten, umgebracht, findet keinen Platz. In dieser engen Welt gibt es nicht viel Spielraum für Abweichungen, wie sie Neues stets mit sich bringt. Neues erfährt hier zunächst eine heftige Abweisung. Das Alte ist in seinen ewigen Wiederholungen übermächtig und frißt das Neue gleichsam auf. Mit seinem selbst erfundenen KRONOS-Mythos hatte der junge Bauernsohn da wirklich etwas getroffen. Seine eigene Besessenheit behandelte also die Besessenheit der Welt, in die er sich hineingeworfen findet, indem er ihr in diesem Mythos eine erste, eigene Gestalt gab.

Der zweite Fall führt uns in die Besessenheit der heutigen Sportwelt – Siegen oder Abtreten, viel mehr wird hier nicht mehr abgehandelt. Was sich an individueller Besessenheit bei diesem Fall entwickelt hat, war sicherlich auch schon eine Behandlung


den Göttern zu überlassen. Indem sie Abstand von ihrer eingebildeten Göttlichkeit gewann, konnte sie weiterleben, die »Götter« jedenfalls hatten nichts dagegen.

V

An den drei Fallbeispielen wollte ich deutlich machen, daß unsere Märchen von unseren Besessenheiten handeln: Sie dehnen sie nach allen Seiten aus, arbeiten an den verschiedenen Figuren heraus, welche Entwicklungsmöglichkeiten und welche Begrenzungen es gibt. Es sind keine einfachen Schwarz-Weiß-Bilder, die unsere Märchen von unseren Besessenheiten aufzeigen, etwa in folgender Art: Wir Menschen sind hier, und das Göttliche ist dort, und wir Menschen dürfen nicht nach dem Göttlichen greifen. Tun wir es dennoch, werden wir dafür bestraft. Das Märchen zeichnet statt dessen ein paradoxes Bild, in welchem Göttliches und Menschliches ineinandergreifen, wo Göttliches hilft, wenn es menschlich nicht mehr weitergeht (Kinder nicht ernähren können). Auch unsere Sehnsucht, das Göttliche zu be-greifen, wird im Märchen als etwas Menschliches herausgestellt – nur eins, sagt das Märchen, ist für unsere Entwicklung der Tod: Wenn wir bei unserem Streben nach Göttlichkeit unser Menschsein verleugnen, wenn wir am Besitz der göttlichen Gnade wie an einem Stück Gold, das wir mit uns herumtragen können, festhalten.

In den Märchen finden wir einen sehr verständnisvollen Umgang mit unseren Besessenheiten, und deswegen können wir sie bei der psychotherapeutischen Behandlung so gut einsetzen. Es kann nicht darum gehen, den Menschen ihre Besessenheiten abzugewöhnen wie man Kindern das Nasebohren abgewöhnt¹, sondern ein Verständ-

nis zu gewinnen für ihre Geschichte und ihre Konstruktion. Nur aus diesem Verständnis heraus lassen sich Besessenheiten so umbilden, daß wieder Offenheiten für die anderen »Formate« dieser Wirklichkeit entstehen. Wenn diese Öffnung nicht gelingt, ist das Leben bald am Ende – auch das zeigen die Märchen in seiner grausamen Konsequenz – Menschenfresser, Hexen, Zauberer spielen den Entwicklungen der Menschen übel mit, Scheiterhaufen, Galgen und andere grausige Arten, zu Tode zu kommen, sind Bilder für das Grausame, das unserer Kultivierung von den Besessenheiten aus droht. Nicht die Märchen sind grausam, wie immer wieder zu hören ist, sondern unsere Besessenheiten führen uns zu grausamen Taten, wenn ihre kultivierende Umbildung nicht gelingt. Die Märchen zeigen uns nur unverblümt, wie es ist.

Aber auch der Jüngling, der auszieht, die Prinzessin aus den Fängen des Menschenfressers zu befreien, ist ein Besessener, und auch das Mädchen, das sieben Jahre schweigt, um seine Brüder zu erlösen, ist von seiner Mission besessen – ohne Besessenheiten passiert gar nichts, im Märchen nicht und im Alltag nicht. Und wenn wir Psychologen uns der Behandlung von Besessenheiten verschrieben haben, trägt auch das Züge von Besessenheit. Ich glaube, daß man immer ein Stück Besessenheit braucht, um andere Besessenheiten behandeln zu können; und diese Arbeit wird nicht dadurch leichter, daß wir das Verhältnis »Besessenheiten behandeln andere Besessenheiten« verleugnen (siehe »Marienkind«). Vielmehr können wir gerade dann, wenn wir uns dieses paradoxe Verhältnis eingestehen und zugestehen, bei aller Besessenheit für andere Formate offen bleiben. 

Anmerkungen

¹Was ja meistens auch nicht klappt; spätestens beim Autofahren tun wir es dann wieder mit großer Hingabe.

dieren bisher unerträglich gemacht. Damit gewann er eine Perspektive für die Zeit danach, wenn es mit dem Gewinnen auf dem Sportplatz nicht mehr für ihn weitergehen würde. Das wiederum ließ ihn bei den Wettkämpfen unverkrampfter sein, und weil er nicht mehr um jeden Preis gewinnen mußte, konnte er wieder besser spielen.

Beim dritten Fall wurde mit dem Märchen »Marienkind« gearbeitet. Auch im Märchen haben wir es mit einem »gefallenen Mädchen« zu tun: Ein Kind wächst bei Maria im Himmel auf, weil seine Eltern zu arm sind, es zu ernähren. Im Himmel hat es ein herrliches Leben, und als Maria einmal weg geht, bekommt es sogar die Schlüssel des Himmels überreicht. 11 Türen darf es öffnen, nur die 12. ist ihm verboten. Natürlich öffnet es diese Türe doch, aber als Maria danach fragt, verleugnet es hartnäckig seine Tat. Durch sein Verleugnen verliert es alles, nicht nur den Himmel, auch die Stellung als Königin, und die drei Kinder, die ihm ein gutes Schicksal nach seinem »Himmelssturz« geschenkt hat, verliert es; am Ende droht es auf dem Scheiterhaufen auch noch sein Leben zu verlieren. Aber all dieses Unglück kommt nicht über das Mädchen, weil es Verbotenes getan hat, sondern weil es dieses verleugnet und besessen seine Unschuld behauptet.

Gegen diese Position der Unschuld stellt das Märchen heraus: Wir können gar nicht anders als sündigen, stolpern, gegen Verbote verstoßen, unsere Unschuld verlieren – wenn man elf Türen aufmachen darf, ist es menschenunmöglich, die zwölfte Türe nicht auch zu öffnen! So sind wir Menschen nun einmal, sagt das Märchen, wir haben uns nicht vollständig unter Kontrolle, mal sind wir stark, ein anderes Mal wieder schwach. Aber nicht an unseren Schwächen gehen wir zugrunde, sondern daran, daß wir diese zu verleugnen suchen. Im 12. Zimmer, das das Mädchen verbotenerweise geöffnet hatte, sitzt die göttliche Dreifaltigkeit. An die

hat es gerührt, davon behält es einen goldenen Finger zurück, der seine Tat verrät. Diesen »goldenen Finger« hatte auch unser Fall, auch hier wurde Ohnmacht und Gestolpertsein verleugnet. Ihr »Ich-kann-alles-machen-was-ich-will« war ein Demonstrieren der eigenen Göttlichkeit: Ich bin anders, für mich gelten all diese Verbote nicht, ich kann mich immer wieder selber retten. Das Verdrängen ihrer schrecklichen Erfahrungen, als sie dem Vetter wehrlos ausgeliefert war und sich nicht mehr selber retten konnte, wirkt wie das trotziges Festhalten an ihrem goldenen Finger: Weil sie über göttliche Kräfte verfügt, kann das gar nicht passiert sein!

Im Arbeiten mit dem Märchen lernte sie zu sehen, daß nicht das Stolpern fast ihr Leben gekostet hätte, sondern das Verleugnen – »Wer seine Sünden zugibt, dem sind sie vergeben!« sagt Maria, als das Mädchen im letzten Moment seine Tat bereut. Das Wiedererinnern ihres Gestolpertseins hatte auch bei dem Fall eine Befreiung zur Folge: Befreit vom Zwang zur Makellosigkeit, war es auch im aktuellen Alltag keine Schande mehr, wenn nicht alles makellos gelang. Der neue Maßstab machte ganz andere Begegnungen mit ihren Angehörigen, ihren Freunden und Kollegen möglich und befreite sie aus ihrem selbstgebauten Gefängnis. Auch hierin finden wir eine Analogie zum Märchen: Die »himmlischen Mächte« sitzen eingesperrt in ihren Zimmern! Während man die Tür der Aposteln noch ungestraft öffnen darf (weil sie Menschen sind?), ist das Öffnen der Gottestüre für die Menschen verboten; und von unserem Fall her verstehen wir, was es mit diesem Verbot auf sich hat: Wir geraten dann auf die falsche Seite und sind bedroht, unser Menschenleben zu verlieren. Unser Fall war auch etwas zu göttlich geworden für dieses Menschenleben, und konnte nur noch in einem letzten Akt ihre Göttlichkeit unter Beweis stellen, nämlich sich selber das Leben zu nehmen, statt das Beenden

heraus verstanden. Hieraus erwächst der Spielraum für individuelle Veränderungen.

Das ›Brauchbarkeitsformat‹ unseres ersten Falles wurde mit dem Märchen »Hänsel und Gretel« bearbeitet: Auch hier wird eingeteilt in Brauchbares und Unbrauchbares, auch hier wird Unbrauchbares ausgesetzt oder wird zum Auffressen brauchbar gemacht. Neues – die Kinder – ist ständig vom Alten bedroht: den Eltern oder der Hexe. Die Verkehrbarkeit von Erschaffen in Vernichten ist in diesem Märchen im Bild der verschlingenden Hexenmutter verdichtet.

Durch die Übertragung der Verhältnisse beim Fall auf das Märchen wurde die Allmacht seines ›Formats‹ erheblich reduziert: Das Märchen bestätigt zwar zum einen, daß Leben unter solch rohe Bedingungen geraten kann, aber zugleich weist es Veränderungsmöglichkeiten auf. Genaues Hinsehen und Unterscheiden, den Zufall ins Spiel lassen, mit Listen und Tricks Arbeiten führt die Kinder aus der Gefangenschaft des alten Hexenhauses in ein neues, reicheres Leben.

Das ›Siegerformat‹ des zweiten Falles wurde mit dem Märchen vom ›gestieflten Kater‹ behandelt. Wie bei unserem Fall wird auch hier ein grandioses Entgegenkommen dargestellt. Reichtum, Schloß, schöne Frau, Königswürde, Dienerschaft – alles kann der gewinnen, der sich Stiefel anzieht und in die Welt zieht, um sie zu erobern, scheint das Märchen herauszustellen. Jedenfalls gehen unsere Wünsche in diese Richtung. In der Figur des Zauberers jedoch weist das Märchen darauf hin, daß die Erfüllung unseres Wunsches nach ›totalem Sieg‹ zur Falle wird. Wenn, wie beim Zauberer, das Siegen zum Zwang wird, dann ist der letzte Sieg tatsächlich der letzte – Alles-Gewinnen verkehrt sich bei diesem Zuviel in Alles-Verlieren: Natürlich kann er sich auch in eine Maus verwandeln, diese Wette mit dem Kater kann er noch spielend gewinnen – aber als Maus ist es dann aus mit dem Ent-

gegenkommen; der Kater kommt der Maus höchstens noch als Vernichter entgegen.

Der Müllersbursche, der ›nichts‹ als den Kater geerbt hat und depressiv sein Schicksal bejammert, erweist sich als Metamorphose des Zauberers. An dieser Figur wird noch einmal andersherum ausgeführt, was geschieht, wenn das Weniger-haben-als-man-gerne-hätte als untröstlicher Schicksalsschlag festgehalten wird: Dann entsteht eine ›depressive‹ Lähmung, es kann nicht gespielt werden mit den vorhandenen Entwicklungsmöglichkeiten. Dem Müllersburschen fällt nichts Besseres ein, als den Kater aufzufressen.

Am Kater zeigt das Märchen einen beweglicheren Umgang mit Gewinnen und Verlieren, der Kater kann mal so, mal so damit umgehen. Er kann das, was sich nicht ideal entgegen kommt, in seinen Tätigkeiten passend machen und zusammenfügen. Er läuft herum und stöbert auf, wo etwas fehlt, wie das Fehlende herbeigeschafft werden kann und wie das Ganze weiterführbar ist. Er entwickelt gewitzte Ideen, wie man etwas gewinnen kann, und er kann diese Ideen planvoll umsetzen. Er kann vertauschen und verrechnen, er kann auch das Verlieren so geschickt handhaben, daß es sich in ein Gewinnen verwandelt. Nur wenn man mit dem Uneinheitlichen und Unpassenden unserer Wirklichkeit umgehen kann, ist ein Überleben möglich, rückt das Märchen heraus. Wir sind weder zum Sieger noch zum Verlierer geboren, es gibt keine einheitliche Bestimmung für unser Leben; wir finden einiges Passende vor, aber nie paßt alles zusammen. Wenn wir aber geschickt damit hantieren, können wir uns einiges passend machen.

Das Märchen befreite den Fall von seinem Siegerzwang und machte andere Realisierungen möglich: Er konnte sein Studium wieder aufgreifen, bei dem er, bedingt durch seinen Einsatz im Sport, nicht ›der Beste‹ sein konnte – das hatte ihm das Stu-

des ›Sportsgeistes‹ seiner Familie. Individuelles und Kollektives finden wir eng miteinander verzahnt. Und auch das trotzige Festhalten unseres dritten Falles an seinem Recht auf Unbegrenztheit, indem Erfahrungen von Stolpern und Ohnmacht verleugnet werden, hat sein eigenes kulturelles Umfeld: das Beherrschkönnen der ganzen Welt als eingeborenes Recht eines einzigen Volkes schimmert hier durch. Auch dieses Können wurde im ständigen Stolpern des Alltags als Lüge entlarvt. Indem aber solche Erfahrungen von Eingeschränktheit einer Person oder einer ganzen Gruppe untergeschoben wurde, konnte am Bild der eigenen Unbeschränktheit festgehalten werden. An unseren Fällen können wir immer wieder sehen, daß wir es hier nicht mit einer ›braunen Vergangenheit‹ zu tun haben, sondern daß diese alte Besessenheit fortlebt in neuen Besessenheiten, z.B. denen eines modernen Gymnasiums.

IV

Wie das Thema dieser Tagung ja herausstellt, ist die Besessenheit unser Kulturprinzip: Sie schafft Kultur, aber sie kann Kultur auch wieder abschaffen. Und so finden wir in jeder Kultur Einrichtungen, die dieser vernichtenden Wirkung entgegenwirken. Jede Kultur entwickelt eigene Behandlungsformen, um das Vernichten einzuschränken oder umzulenken, sei es das Besprechen von ›bösen Geistern‹ bei den Schamanen oder das Problembesprechen der modernen psychologischen Behandlungssysteme. All diesen ›klinischen‹ Behandlungsformen ist gemeinsam, daß sie die Besessenheit als eigene Wirkungsmacht herausrücken. Wie dann damit umgegangen wird, ist allerdings sehr verschieden. Ich

möchte an dieser Stelle als letzten Punkt kurz andeuten, wie die Behandlung von Besessenheiten im Konzept einer Morphologischen Psychologie aussieht. Abkürzend kann man sagen, daß die Behandlung das aufgreift, was ich als grundlegende Züge von Besessenheiten herausgestellt habe.

Besessenheiten werden als etwas Doppeltes behandelt – d.h. keine Verstärkung einer ›positiven‹ und Abgewöhnen einer ›negativen Seite‹, sondern Erfahrbarmachen des Zusammenhangs von erschaffenden und vernichtenden Tätigkeiten. Das hat weitreichende Konsequenzen: Wir können dann nicht ›schlimme Symptome‹ wegmachen; vielmehr werden Symptome auf ihren unbewußten ›Gehalt‹ zerdehnt: Was steckt im nächtlichen Kampf mit Einbrechern alles drin, was wir zunächst gar nicht sehen und verstehen können.

In diesem zweiten Behandlungszug geht es darum, die Verdichtungen des Symptoms durchlässig zu machen für die darin wirksame unbewußte Einheit. Nur so kommen wir an Entwicklung und Konstruktion von Besessenheiten heran. Der Behandlungsalltag hat gezeigt, daß unsere individuellen Besessenheiten Gegenbehandlungen erlittener Verkehungen sind. In dieser Gegenbehandlung wird die erfahrene Verkehrung zur universellen Bedrohung ausgebaut und damit zum universellen Kultivierungsprinzip erhoben. Unsere psychologische Behandlung sucht das Absolutgemachte wieder als individuelles Schicksal in seiner Geschichtlichkeit einzugrenzen.

Daß das individuelle Schicksal immer in einer Kultur stattfindet, greift die Behandlung in einem dritten Zug auf, wenn sie Märchen einsetzt. Märchen sind bewegte und bewegende Gesamtansichten der seelischen Wirklichkeit; sie spielen durch, welche Arten von Besessenheiten sich in bestimmten Kulturen entwickeln können. Individuelles Schicksal wird hier von Anfang an aus einem allgemeinen Grundproblem

Verzeichnis der Abbildungen

- S. 14/15: KIENHOLZ, E. (1961): Das geheime Haus von Eddie Critch. 61x81,9x33
S. 16: - (1961): Junge, Sohn von John Doe. 203,2x55,9x121,9
S. 19: - (1959): Konversationsstück. 111,8x76,8x94
S. 22/23: - (1962): Die Witwe. 111,1x114,3x41,3
S. 29: - (1987-88): Septett. 218,4x170,2x86,4

Alle Abbildungen aus: HOPPS, W. (Hg) (1997): Kienholz Retrospektive. München

Dr. Gisela Rascher
Psychologische Praxis
An der Mühle 2
50935 Köln

Arbeitsschwerpunkte: Psychologie von Alltag und Kultur, Analytische Intensivbehandlung, Ausbildung in Analytischer Intensivbehandlung (Ausbildungsleiterin des Forschungsinstituts für Wirkungspsychologie e.V.)

Veröffentlichungen u.a. zu Kultivierungsformen des Alterns, zur Ausbildung in Analytischer Intensivbehandlung sowie zahlreiche Falldarstellungen in Analytischer Intensivbehandlung (Morphologische Fall- und Märchenanalyse)

